

volles Verständnis. Das Komitee beschließt, die Verleihung des Preises noch im gleichen Jahr nachträglich vorzunehmen. Am 9. Dezember 1947 überreicht ihm König Gustaf Urkunde und Goldmedaille.

Der Nobelpreis zeichnet Gerhard Domagk für Leistungen aus, die er später noch weit übertrifft. Die Sulfonamide bezwingen viele Infektionskrankheiten, aber gegen die Vorkriegs-Volkskrankheit Nr. 1, die Tuberkulose, sind sie machtlos. Die Tuberkelbazillen sind in einen wachsartigen Panzer eingeschlossen, der sie offenbar gegen das Eindringen der Chemikalien schützt.

In dem für Domagk aufregenden Herbst 1939 haben ihm seine Chemiker neue Verbindungen der Sulfathiazol-Reihe hergestellt. Der Mediziner Domagk läßt sie zunächst im Reagenzglas auf Tuberkelbazillen los und beobachtet, daß diese neuen Verbindungen wesentlich aggressiver sind als die anderen Sulfonamide. Im nächsten Jahr veröffentlicht er eine kurze Mitteilung darüber. Aber dann hüllt er sich lange in Schweigen.

Die Versuche an kranken Tieren sind unbefriedigend ausgefallen. Domagk steht vor denselben, unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten wie einst Robert Koch, dem sein Tuberkulin die größte Enttäuschung seines Lebens bereitete. Dieser erste Mißerfolg mit einem Tb-Heilmittel läßt die ernsthaften Forscher noch immer vor übereilten Schritten zurückschrecken.

Domagk wartet, obwohl im Krieg ein schwedisches Mittel von Dr. Lehmann, die Para-Amino-Salizylsäure (besser unter der Abkürzung PAS bekannt) auftaucht und 1945 die berühmte amerikanische Mayo-Klinik das von Dr. Selman A. Waksman entdeckte Streptomycin als wirkungsvolles Mittel gegen die Tuberkulose erkennt und empfiehlt. Inzwischen haben Luftangriffe große Teile der wie in einen Flaschenhals gebauten Stadt Wuppertal zerstört. Die Arbeit stockt. Das Laborhaus ist glimpflich davongekommen, aber in den ersten unsicheren Monaten nach Kriegsende ist an größere Fortschritte nicht zu denken. Die IG muß auf ihren Briefköpfen hinter der Firmenbezeichnung das Wort „in dissolution“ (in Auflösung) führen.

Trotz allem meldet der unerschütterliche Domagk zusammen mit Dr. Robert Behnisch, Dr. Fritz Mietzsch und Professor Dr. Hans Schmidt schon 1946 einen neuen Erfolg. Sie haben seit Jahren in aller Stille neuartige Chemikalien geprüft, die Thiosemicarbazone. Das Testpräparat mit der Nummer 698 ist der Favorit in dieser Gruppe. Es führt die Arbeitsbezeichnung Tb I/698.

Im November 1947 macht der für alles Neue aufgeschlossene Freiburger Internist Professor Dr. Ludwig Heilmeyer, ein Mitschüler des Atomphysikers Heisenberg, die erste schwache Andeutung, daß sich Domagks Präparat in seiner Klinik zu bewähren scheint.

Genaue Zahlen gibt aber erst drei Monate später ein bis dahin unbekannter Arzt, Dr. Berthold Mikat, der nur in Vertretung seines Chefs, Dr. Fritz Kuhlmann aus Mölln, spricht: Im Krankenhaus der Landesversicherungsanstalt Schleswig-Holstein ist nach Tb I-Behandlung bei 49 von 66 Patienten mit Lungentuberkulose eindeutige Besserung nachgewiesen worden. Das ist der Start für die Einführung des Tb I, das später den Namen Conteben bekommt.

Die Aerzte machen gute Erfahrungen mit Conteben, wenn sie Knochen-, Kehlkopf-, Wirbel- und Hauttuberkulose zu behandeln haben. Bei der Lungentuberkulose gilt das gelbe Pulver dagegen noch nicht als absolut sicheres Mittel. Die von den Bazillen befallenen Gebiete der Lunge sind meistens schon zerstört und nicht mehr an den Blutkreislauf angeschlossen.

Die Chemikalien können deshalb ihr Angriffsziel oft nicht erreichen.

Professor Domagk selbst empfiehlt eine kombinierte Behandlung: Eine Vorkur mit der schwedischen PAS, eine Hauptkur mit Conteben und eine Nachkur mit Streptomycin. Auf der Kölner Gesundheitsausstellung im Sommer 1951 kann er mitteilen, daß die Tuberkulose als Volksseuche in den Hintergrund getreten sei. Sie stelle keine akute Gefahr mehr dar. Von hundert Menschen sind 1950 nur noch fünf an Tuberkulose gestorben. (1900 dagegen waren es noch 17.) Die medizinische Forschung habe ihre Front bereits in Richtung auf den Krebs verlagert.*)

Domagks gelegentlichen Äußerungen ist zu entnehmen, daß auch er sich dieser Forschungsfront zugewandt hat. Die Bekämpfung des Krebses mit chemischen Mitteln interessiert ihn schon seit langem. Was



Pulver gegen Bakterien
Nobelpreisträger Domagk

aber augenblicklich in Domagks Laboratorium vor sich geht, ist tiefstes Geheimnis.

Er hat sich so in seine Aufgaben verbeissen, daß ihm kaum noch ein Privatleben bleibt. Ein Hobby kann er sich nicht erlauben. Denn im öffentlichen Leben der Stadt Wuppertal hält er sich, so gut es geht, fern. Ab und zu ist er im Stadttheater zu sehen. In freien Stunden zieht er sich in seine Villa am Zoo zurück.

Aus der Tagespolitik möchte er sich möglichst heraushalten. Er denke als Wissenschaftler in größeren Dimensionen als die Politiker, sagte er einmal. Nur den Weibürgern gelang es seinen großen Namen und seine politische Unerfahrenheit auszunutzen. Gerhard Domagk wäre nicht der erste Wissenschaftler, dessen politische Konzeption naiv ist.

*) In die Erforschung der meisten neuen Heilmittel, die Domagk entwickelte, sind Millionenbeträge gesteckt worden. Der jährliche Forschungs-Etat der Farbenfabriken Bayer (der nördlichen Gruppe des zerschlagenen IG-Konzerns) für die vier Werke Leverkusen, Urdingen, Elberfeld und Dormagen beträgt 23 Millionen DM. Diese Ausgaben für Forschungsarbeiten verursachen mitunter auch bei Heilmitteln, die aus billigen Rohstoffen stammen, verhältnismäßig hohe Preise.

MUSIK

GIGLI

Nichts als Stimme

(s. Titel)

Das italienische Hilfskomitee für die Hochwasser-Geschädigten rechnet mit Hunderttausenden von Lira: Benjamino Gigli will gleich nach den Feiertagen mehrere Wohltätigkeitskonzerte für die Betroffenen geben. Auf seiner kurz vor Weihnachten beendeten Deutschlandtournee sang er noch nicht gegen den Wasserschaden an, obwohl deutsche Zeitungen dies meldeten.

Der nach einmütiger Auffassung aller Kenner und Liebhaber „größte Tenor der Welt“ und zugleich — nach übereinstimmender Aussage aller, die es wissen müssen — höchstbezahlte Star überhaupt hatte bei seiner ersten Tournee in Bundesdeutschland mit Devisenschwierigkeiten zu kämpfen. Das Bundeswirtschaftsministerium gab die Transferebene für seine Riesengage nur zögernd.

In Bonn entscheidet sich darum auch, ob Gigli Ende Januar auf der Anfahrt zu seiner Skandinavien-Tournee noch einmal in Deutschland Station macht oder nicht. Zwei Abende sind immerhin geplant.

Selbst Wilhelm Furtwängler braucht mehr als zwei Konzerte, um das zu verdienen, was Gigli nach zwei durchgesungenen Abendstunden einstreicht. Bei den in vier Wochen absolvierten elf Konzerten in Westdeutschland und Berlin lag der Gagen-Schnitt pro Abend um einiges über der Zehntausender-Grenze. (Die deutschen Agenten setzten insgesamt über 400 000 DM um.)

Dafür sang der Italiener auch in jedem Konzert ein gleich zweifaches Programm: einmal die offiziellen sechzehn Gesangsnummern höchst unterschiedlichen Genres, daneben aber noch die in die Zwei-Stunden-Dauer des Konzerts bereits eingeplane Zugabekette von Reißern aller Arten.

Dieses Riesenprogramm, das dem Format von Giglis Gage durchaus die Waage hält, ohne Schaden an Leib und Kehle zu absolvieren — in Riesenräumen ohne Mikrofonübertragung, allein mit einem Begleiter — das kann nur ein Sänger, dessen Organ über beides verfügt: über die Tragfähigkeit auch in der Hauchlage — und gleichzeitig über das Kaliber dessen, was man in Sängerkreisen wohl eine „Röhre“ nennt.

Durchschnittliche, besonders deutsche Operntenöre wären schon nach zwei, drei solcher klingender Kraftanstrengungen, wie sie Giglis Repertoire aufweist, atemlos und stockbeiser. Das stimmliche Stehvermögen des fast Zweiundsechzigjährigen setzte auch Skeptiker in Erstaunen.

Freilich gibt sich Gigli längst nicht in allen Nummern voll aus. Das offizielle Programm zumindest ist so abgestimmt, daß wenigstens die forcierten, kraftmordenden Spitzentöne nie zu dicht liegen, daß also auf Glanzstücke immer auch weniger exponierte Nummern folgen, die höchstens Konzentration, stimmlichen Charme und ein gewisses Serviertalent abverlangen.

Das ergibt im Effekt eine verwirrend bunte Reihe von Kehlkopf-Produktionen, Puccini am Anfang und Ende, Verdi zu beiden Seiten der Pause, aber dazwischen liegt — wenigstens offiziell — nicht ganz viel mehr als süßer melodischer Kitsch. Doch auch das offenbar Unvermeidliche verkauft Gigli famos. Die auf der musikalischen Reise zwischen München und Münster stets rappelvollen Riesenräume dröhn-

ten von Beifall, Giglis Stimme hat nichts von ihrem „Appeal“ eingebüßt.

Diese Anziehungskraft seines Organs, der Reiz seines Singens, beruht nicht so sehr auf dem Caruso-Effekt der tenoralen Strahlungskraft. Nicht Volumen und Umfang, nicht Höhe und Hallkraft sind hier so unbedingt einmalig, sondern der eigentümlich weiche, warme Stimmton, diese fast feminine Eigenart des sogenannten Timbre, weiter die Mühelosigkeit der Ansprache und die allerdings selbst von dem einzigartigen Caruso nicht erreichte Schönheit der Tongebung „mezza voce“; der Kunst des Singens mit „halber Stimme“.

Metropolitan-Opera in der Spielzeit 1932, mit einem besonderen Meßgerät, einer Art Tonwaage, die Lautstärke der Sänger gemessen, u. a. die von Lily Pons und Gigli.

Die Pons (Gilda) erreichte mit dem höchsten Ton ihrer berühmten Arie „Süßer Name“ 75 Meßeinheiten, genannt Phon, doch Gigli brachte es zweimal im Verlauf der Oper, mit „Ach, wie so trügerisch“ und im Quartett, auf 77 Phon, während der losende Beifall auch nur auf 80 kam. (Zum Vergleich: Eine Straßenbahn produziert sich mit 65, eine U-Bahn mit 95 Phon.)

Diese Rekordleistung hat mit Stimmprotzerei nichts zu tun, allein mit der

Abschweller, bei denen der überlang gehaltene Ton ganz sacht zurückgenommen wird, während sich der Atemstrom dehnt und strafft wie ein Gummiband nahe der Zerreißgrenze.

Ebenso unfehlbar applauszündend wirkt dieser Effekt, wenn er in sein Gegenteil verkehrt wird: wenn Gigli auf den dicken Schlußpunkt von höchstem Halteton noch ein lawinenartig anschwellendes Crescendo setzt. Mit jähem Ruck des hochrotten Kopfes reißt er dann im Augenblick der maximalen Kraftleistung die Stimme ab — und provoziert damit regelmäßig den Aufstand der Zuhörermassen.



60 Opernpartien: Gigli als „Fräulein Angelica“, als Don José in „Carmen“, in „Macht des Schicksals“, im „Liebestrank“

Diese Attraktion des voll „klingenden Piano“ setzt der große Belcantist*) höchst wirkungsvoll in Szene. Ihr verdankt er die Bezeichnung „Gold- und Honigstimme“; von daher rührt der von einem Kritiker geäußerte, treffend charakterisierende Verdacht, Gigli sei „mit einer Nachtigall in der Kehle geboren“ worden. Er wurde „der ‚süßeste‘ Sänger der Welt“ genannt.

Zum erstenmal, seit Caruso tot war, entdeckten schwärmerisch veranlagte Hörer wieder das „Weinen der Kehle“, die berühmte „Caruso-Träne“ — in Giglis Gesang. Diese Erscheinung ist erstaunlich bei einem Sänger, dessen Stimme früher einmal, nach dem Stimmwechsel, als Bariton galt und erst von seinem Gesangsmeister Rosati „hochgezüchtet“ wurde. Die natürliche Schönheit und der sichere Sitz von Giglis Stimme in der baritonalen Lage ist noch heute unverkennbar.

Doch fehlt seinen Hochtönen nicht, wie man wohl oft meint, Kraft und Glanz; Giglis Samton, nicht nur in der Kopfstimme, bewirkt diese akustische Täuschung. Man hat einmal, in der letzten „Rigoletto“-Vorstellung der New Yorker

Naturstimme füllt man etwa den alten Berliner Sportpalast mit seinen 12 000 Zuhörern nicht, wie Gigli es tat. Giglis Technik ist immer bewundert worden. Der Musikkritiker der alten Berliner DAZ, Walter Schenk, schrieb 1929, was noch heute gilt:

„Giglis Organ, als Material vielleicht nicht einmal allerhöchsten Ranges, ist die ergozenste, ausdrucksvollste, beherrschendste italienische Tenorstimme, die es heute gibt. Gigli behandelt dieses kostbare Instrument mit einem eminenten Bewußtsein im Technischen; die Kunst seines Singens ist unerhört.“

Man hat Gigli immer wieder an Caruso gemessen, ehe man auf das Fragwürdige dieses Versuchs kam. Immerhin ist ein Vergleich der Technik der beiden Italiener aufschlußreich. Caruso ging die hohen Töne genau nach Vorschrift der italienischen Gesangsschule an, mit leicht geneigtem Kopf, um die Halsmuskeln zu entspannen, nach der Regel: Die hohen Töne sind auf dem Fußboden zu finden.

Gigli sucht sie auf der Decke: Er biegt bei den Spitzentönen den Oberkörper zurück, hält den Kopf hoch und den Nacken steif. Dabei führt er oft die beirende Kunst seiner ausgehaltenen „filati“ ins Treffen, seiner alerntechnisch raffiniert angesetzten

Dieser Beifallssturm begleitet Gigli nun seit drei Jahrzehnten. Seit Enrico Caruso hat kein Sänger ähnliche Erfolge gefeiert. Gigli war der erste Tenor nach Caruso, der das seit Toscaninis Tagen an der New Yorker Met bestehende Verbot von Dacapo auf offener Szene durchbrach, 1923 mit „Ach, wie so fromm“ in „Martha“.

Toscanini war es gewesen, der den jungen Tenor auf die unterste Sprosse der Leiter zum Weltruhm gestellt hatte: An der Mailänder Scala sang Gigli Weihnachten 1918 unter seiner Leitung zum erstenmal den „Mefistofele“ von Arrigo Boito.*)

Vorher hatte der stimmbegabte Sohn des Küsters von Recanati bei Ancona schon einmal in einer Dilettantenaufführung auf der Bühne gestanden. Für die Frauenrolle ihrer selbstinstudierten Oper „Die Flucht der Angelica“ holten sich die Studenten der Provinzhauptstadt Macerata den Pillendreher und Apotheker-Kommis Gigli mit seiner in der ganzen Gegend bekannten Frauenstimme. In Frauenkleidern hat Gigli auch später noch ein paarmal auf der Bühne agiert, so, als er in New York eine verführerische Primadonna sang und

*) Heute umfaßt sein Repertoire 60 Opern. Er hat 243 Schallplatten-Aufnahmen gemacht, darunter die von 9 ganzen Werken.

*) Belcanto wird die Singart der italienischen Schule genannt, die Wohlklang und „Schöngesang“ an Stelle von dramatischer Ausdruckskraft in den Vordergrund stellt.

ante und bei einem Wohltätigkeitsfest 1932, als glühstimmige Carmen.

Der Preisträger des Konservatoriums Parma vom Jahre 1914 brauchte immerhin ein halbes Dutzend Jahre, ehe er sich bis an die Metropolitan in New York hochgesungen hatte. Am 26. November 1920 stand Beniamino Gigli zum erstenmal auf jener Bühne, deren erster Tenor Enrico Caruso hieß. Beide wirkten nur noch wenige Monate nebeneinander. Am 2. August 1921 starb Caruso, und aus der kabalenreichen Wahl seines Nachfolgers ging Gigli als Sieger hervor.

Bis 1932 ist er dann der erste Tenor der Met geblieben, angebetet und bewundert als „Divo“, wie ihn die Brasilianer bei seinen Gastspielen nannten. Amerika überschlug sich im Starkult, die Gigli-Verehrung nahm perverse Formen an, erreichte wunderliche Grade an Exaltation. New Yorks Polizeipräsident mobilisierte zum Beispiel seinen gesamten Beamtenapparat, als Giglis Töchterchen Rina ihr Pekineser-Hündchen verloren hatte.

1932, als mitten in der Weltwirtschaftskrise auch die nie sehr sicheren finanziellen Fundamente der Met wegzuschwimmen drohten, verließ Gigli das Theater, das ihm seine Generosität in vertraglichen Dingen schlecht gedankt hatte.

Seitdem ist Gigli pausenlos durch die Opernhäuser und die Konzertsäle der Musikwelt gewandert. Selten ist er zu Hause, in der „Casa Gigli“ in Rom.

Außerdem besitzt der Maestro noch die prunkvolle, parkumzogene „Villa Gigli“ auf Montarice in der Nähe seiner Geburtsstadt Recanati. Von dem absonderlich theatralisch aufgestockten Gebäude sieht man bis zur 4 km entfernten Adria.

Beniamino Gigli ist Besitzer von rund 600 ha bewirtschafteten Landes. In die Ver-

waltung seines Vermögens teilen sich zwei Kanzleien. Die Villa in Recanati war allerdings nach dem Kriege als alliierter Offiziersheim längere Zeit zweckentfremdet. Gigli, dem man während der Faschistenpsychose der ersten Nachkriegszeit seine Konzerte vor Duce und Führer nachtrug, stellte damals das Haus sofort freiwillig für Besatzungszwecke zur Verfügung.

Am Unternehmen Gigli ist seine ganze Verwandtschaft beteiligt. Tochter Rina stand einige Male sogar zusammen mit dem Vater auf Podium und Bühne. Aus der erhofften großen Karriere der Gigli-Tochter ist allerdings nichts geworden.

Der Schwager begleitet Gigli ständig auf seinen ausgedehnten Konzertreisen, spielt dabei den Sekretär und zugleich den Gesellschafter: Giglis Familiensinn liegt in seltsamem Wettbewerb mit seinem Wandertrieb*).

Jeden Abend ruft er die Casa Gigli in Rom an, von Melbourne, Berlin, San Franzisko, London in bunter Folge. Der Bericht Giglis nach Rom über sein Ergehen und den Verlauf des Konzerts ist immer annähernd eine Viertelstunde lang.

In Kiel dauerte das Routinegespräch ausnahmsweise nur einmal sechs Minuten. Ueber die Rechnung von 109 DM regte er sich deshalb auf: das Gespräch war wesentlich „dringend“ gelaufen, und das trug Gigli noch lange Zeit nach.

Diesen Verlust vermochte Gigli erst zu verschmerzen, als er bei der Fahrt zwischen Hamburg und Hannover beim beliebten Piquet ausnahmsweise einmal gewann, vier D-Mark netto. Ueber so etwas freut sich der höchstbezahlte Solist der Welt dann tagelang wie ein Kind.

*) Den Wandertrieb hat er offenbar von seinem Vater geerbt, der sich außer als Küster und Flickschuster auch als Hausierer betätigte.

Die kindliche Gutherzigkeit Giglis ist so bekannt wie sein Stimnton. In Heidelberg rührte den über Sechzigjährigen der Anblick eines ergrauten Bühnenarbeiters so sehr, daß er dem Alten spontan eine größere Geldnote in die Hand drückte. Auf der Stuttgarter Königstraße schenkte ihm eine Blumenfrau, die den überall abgebildeten Sänger erkannt hatte, ein Sträußchen. Gigli nahm es und revanchierte sich mit einem 50-DM-Schein.

Solche Ausgaben versucht der Sohn des armen Küsters von Recanati dann bei nächster Gelegenheit wieder wettzumachen. Er, der sich einmal mitten in der Kohlenmisere des Nachkriegs in der Schweiz einen Extrazug für sich und seine geringköpfige Begleitung mietete (für den sechzigfachen Preis einer Dritte-Klasse-Karte), überlegt lange beim Kauf etwa eines Oberhemdes.

Solche Einkäufe, überhaupt alle Privatangelegenheiten, soweit sie ihm nicht von seinem 73jährigen neapolitanischen Kammerdiener, der nun dreißig Dienstjahre bei Gigli hinter sich hat, abgenommen werden, erledigt Gigli in der vielen freien Zeit, die ihm zwischen seinen Konzerten bleibt. Zwischen jedem Auftreten liegen in der Regel mehrere Tage: Gigli weiß mit seinen Kräften zu wirtschaften.

In diesen drei oder vier Ruhetagen lebt er recht zurückgezogen in seinem Hotel, treibt fast pedantisch Körperpflege und sammelt Briefmarken für seinen Enkel. Manager Weil mußte in Ost-Berlin für 400 DM russische Marken einkaufen.

Früher hat Gigli selbst Marken gesammelt, so sorgfältig wie er alles aufhob, was über ihn geschrieben wurde. Diese Aufgabe hat später Madame Bossi übernommen, die bereits 83 Bände dieses Sach- und

Prosit Neujahr!
Läßt die weise Regel gelten:
Nicht zu oft und nicht zu selten!



Jägermeister

SPIRITUOSEN
in traditioneller Güte!

W. MAST WOLFENBÜTTEL · GEGR. 1878

groß
sind seine Vorzüge

LLOYD

LLOYD MOTOREN WERKE G.m.b.H. BREMEN

Wer ersetzt den Ausfall?

Zur Verfilmung der faszinierenden Story der Großeinbrecher-Gebrüder Franz und Erich Sass hatte die westberliner Polizei an die „Ideal-Film“ nur eine Bitte: die auf eine tatsächliche Begebenheit beruhende Szene wegzulassen, in der sich zwei arglose Schupos im Winter 1928/29 mit den stollenbuddelnden Gebrüdern Sass über die ungünstige Bodenbeschaffenheit unterhalten.

Sonst hätte die Polizei gegen die Verfilmung der Sass-Geschichte (SPIEGEL 43 und 44/1949) nichts einzuwenden, da mit einem diskret erhobenen moralischen Zeigefinger eine Verherrlichung der Verbrecher vermieden werden soll. Der Film spielt zeitlos bis zur Zerstörung Berlins.

Obwohl sich die Filmstory wirklichkeitsgetreu an die Original-Dokumente über den „Fall Sass“ hält, kommt der Name Sass im Film nicht ein einziges Mal vor. Er wird durch Gaunerspitzennamen wie „Der Mann mit der Narbe“ und „Der Komplize“ ersetzt, denn die Mutter der im KZ „auf der Flucht erschossenen“ Sass-Brüder lebt noch heute in Berlin - Moabit. Auch um juristische Komplikationen zu vermeiden sichert sich die Ideal-Film deshalb im Vorspann mit dem üblichen Hinweis, daß die Geschichte „frei erfunden“ sei.

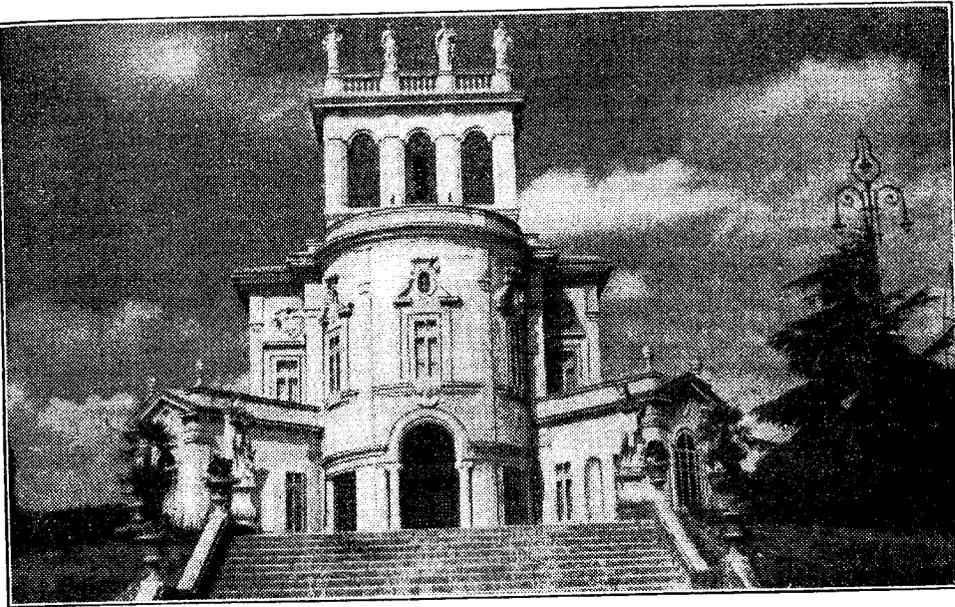
Frei erfunden ist allerdings nur ein angehängtes Verfolgungsfinale auf der Plattform des 80 Meter hohen Gasometers in Berlin-Schöneberg und eine Gangsterbraut, die dem frauclösen Leben der echten Brüder Sass filmischen Sex Appeal geben soll.

Die Herstellungskosten des Sass-Films, der unter dem Titel „Großstadtgeheimnis“ laufen soll, sind unwahrscheinlich niedrig: „etwa die Hälfte eines Durchschnittsfilms.“ Das liegt zum Teil daran, daß Regisseur Leo de Laforgue Vorkriegsaufnahmen der Städte Berlin, Hamburg und Dresden aus seinem Archiv zur Verfügung stellte (wofür er an den Einspielsummen beteiligt wird). Auf diese Streifen von einst, die als Handlungskulisse verwendet werden, blendete Laforgue die Schauspieler von heute ein, so daß der Film in den damals noch unzerstörten Städten spielt. Berliner, die vor 20 Jahren Unter den Linden bei Kranzler Kaffee tranken, können sich also neben den eingblendeten Schauspielern wiedersehen.

Die Idee zu „Großstadtgeheimnis“ wurde im neu erstandenen Kranzler auf dem Kurfürstendamm geboren. Dort wollte de Laforgue der Kaffee nicht schmecken, als er von dem verarmten und deshalb reichlich zusammengeschrumpften Filmautor Richard Busch angesprochen wurde.

Busch hatte kurz vorher mit seiner aus dem letzten zusammengekratzten Geld geschaffenen „Bar des Jahres 2000“ Pleite gemacht. De Laforgue beauftragte ihn, einen Berliner Filmstoff zu liefern, denn erstens konnte der ehemalige Kameramann de Laforgue bei einem Berliner Thema sein umfangreiches Privatarchiv ausbeuten und zweitens hatte ihm Westberlins Regierender Bürgermeister Ernst Reuter 100 000 DM Zuschuß für einen lokalpatriotischen Streifen in Aussicht gestellt.

Autor Busch, der heute wieder eine Zweieinhalb-Zentner-Blüte erreicht hat, schlug die einmalige Story der Gebrüder Sass vor. Denn auch mit Vorkriegsaufnahmen des Wittenbergplatzes, von dem aus die Tresorknacker einen Stollen zu der beraubten Disconto-Gesellschaft gegraben hatten, war de Laforgues Archiv reich verschen.



Absonderlich theatralisch aufgestockt: Villa Gigli

Zeitregisters einer Sängerlaubbahn in der Casa Gigli deponiert hat. Sie erledigt daneben das Management Giglis für Italien und die außereuropäischen Länder, während Gigli Generalagent für Europa der unter die Manager gegangene ehemalige band-leader Jack Hylton in London ist.

Für die von Hylton lange Zeit produzierte jazz-nahe Art von Tanzmusik hat Gigli sich ein faibles bewahrt. Noch heute bläst er in seiner Haus-band bisweilen das Saxophon.

Alle Gerüchte über seinen Rücktritt von Bühne und Podium hat Gigli, der am 20. März 1952 zweiundschzig wird, bisher dementiert. Das letzte Jahr war ein schlüssiger Beweis für die unverminderte Leistungsfähigkeit des Tenors.

Auf seinen weltweiten Kreuz- und Querreisen ist Gigli erstaunlicherweise mehr um sich selbst besorgt als um seine Stimme. Er fliegt ungern und eigentlich nur nach Südamerika und Berlin, er reist außer mit dem Zug nur in möglichst bequemen, also amerikanischen Wagen, aber in bezug auf seine Stimme ist er kein Hypochonder, bis 1938 hat er sogar noch geraucht.

Das tägliche leichte Stimmtraining absolviert Gigli meist frühmorgens in der Badewanne. Zum Einsingen genügen ihm wenige Augenblicke vor dem ersten Auftritt. Dabei tritt dann auch immer die berühmte Thermosflasche in Aktion, deren viel beflüsterter Inhalt nichts anderes ist als heißer schwarzer Kaffee.

Es dauert meist nur eine Arienlänge, bis Gigli sich auf die jeweiligen akustischen Bedingungen eingestellt hat. Danach ist seine Stimme auch auf dem letzten Platz etwa der Sporthalle am Berliner Funkturm (ca. 8000 Plätze) zu hören.

In Berlin traf Gigli mit Peter Bosse zusammen, seinem Partner in zwei seiner deutschen Filme („Mutterlied“ mit Maria Cebotari und „Vergiß mein nicht“ mit Magda Schneider; andere Gigli-Filme waren u. a. „Ave Maria“ mit Käthe von Nagy, „Du bist mein Glück“, „Die Stimme des Herzens“ und „Der singende Tor“). Aus dem putzig-altklugen Filmkind ist inzwischen ein junger Mann geworden, der untergesetzte Sänger mußte zu seinem einstigen Film-„bambino“ aufschauen.

Die Verständigung zwischen Bosse und seinem Filmvater Gigli war einmal leichter, als dieser dem Kleinen noch „Dormi, dormi“ ins Ohr sang und ihm, außerhalb der Drehzeit, „Reich mir die Hand mein

Leben“ beibrachte. Gigli bewältigte damals den deutschen Filmtext nur mit Hilfe von „Negern“, schwarzen Tafeln, auf denen für gedächtnisschwache Schauspieler der Text aufgemalt ist. Der italienische Tenor spricht auch heute nur ein paar Brocken Deutsch.

Als Filmheld wirkte Gigli darum stets leicht lächerlich, wenn er nicht gerade sang, ein sympathischer Dicker, gutmütig, aber gehemmt — immer ein wenig „der singende Tor“, der er — in einem freilich tieferen Sinne — auch in Wirklichkeit ist. Denn „dieser Mann ist ganz Stimme“, schrieb „Popolo di Roma“ einmal zutreffend. „Es ist, wie wenn er aus Gesang gemacht wäre und nichts als singen könnte.“

FILM

Neu in Deutschland

CINDERELLA (USA). Aus den 346 registrierten Versionen des Aschenbrödel-Märchens und aus 400 000 technicolorierten Trickfilmzeichnungen entstand Walt Disneys lebenswürdigste (wenn auch nicht beste) Schöpfung. Wo die Märchen-Story nachläßt, sorgen Musik- und Gag-Serien für Dauer- und Vergnügen. Als unmärchenhaftes, aber märchenhaft schönes Gegenstück Disneys Dokumentarfilm „Das Tal der Biber“. (RKO.)

MARIA THERESIA (Oesterreich). In echter k. u. k.-Baupracht, in den Sälen der Hofburg und in Schönbrunn, ergeht sich Paula Wessely zwischen Regentpflichten und Ehekummer mit ihrem Franzl mal pathetisch majestätisch, mal liab weanerisch. Die Dialoge sind streckenweise aus den erhaltenen Dokumenten übernommen. Die Kaiserin und ihre Umgebung sprechen, als ob ihr Mundwerk ebenso einkorsettiert sei wie ihr Oberkörper. Der Film bleibt zwischen historischer Rückblende und verniedlichter Rokoko-Idylle stecken. Aber Schlösser, Kostüme und eine ausgezeichnete Photographie versöhnen. (Wessely-Produktion.)

DAS SCHICKSAL DER IRENE FORSYTE (USA). Leuchtend rote Naturperücke von Greer Garson belebt eine mühsam dramatisierte Filmversion von John Galsworthys vornehm schleppendem Familienepos aus Englands besten Jahren. Errol Flynn entläuscht seine Fans und erweist sich in schlechter Verliererrolle als guter Schauspieler. (MGM.)